Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 1. Bromberg, den 1. Januar 1924.

Deutsches Neujahrsgebet.

Von Gustav Schüler.

Der du stark die Sterne lenkst,
Daß sie ihre Bahnen fliegen,
Der du nichts als Liebe denkst:
Laß uns nicht am Boden liegen;
Der du Kraft zum Kämpfen schenkst,
Laß uns Gram und Leid besiegen.

Stärke unsern müden Mut,
Nun des Jahres Schatten sinken,
Mache alle Fehle gut,
Laß uns Licht und Reinheit trinken,
Daß aus neuer Morgenglut
Neue Hoffnungsträume winken.

Tröste, die in Krankheit flehen,
Neig dich Sterbenden entgegen,
Lasse uns nicht hilflos stehen
In umdunkelt fremden Stegen,
Hüter, wolle mit uns gehen
Gnadenreich auf allen Wegen.

Mach uns fest in Sturm und Graus,
Leg in schwerer Nöte Ringen
Durch zerwühlter Welten-Braus,
Uns wie selige Kindlein singen,
Wollest endlich uns nach Haus
In die ewige Heimat bringen.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955 von Hans Dominik.

15. Fortsetzung.)

Teil III.

„Auf die Postille gebückt zur Seite des wärmenden Ofens ..."

Es war Geburtstag im Hause Termölen. Das Geburtstagskind Andreas Termölen trug seine acht Jahrzehnte, so gut ein Mensch sie zu tragen vermag. Schon am Vormittag hatte er den Festrock aus feinem schwarzen Tuch angelegt. Die Kriegskreuze aus dem großen Kampfe von Anno 14 bis 18 schimmerten auf der linken Brustseite.

Das volle, weiße Haar, der starke Schnurrbart gaben dem Gesicht einen energischen Zug. Doch die Jahre machten sich fühlbar. An der Seite seiner Luise, der fünf Jahre jüngeren Gattin, hatte der Jubilar in den Vormittagsstunden die Schar der Gratulanten empfangen. Die Wirtz, die Schmitz, die Naths und wie sie alle hießen. Der Duft von Blumenspenden erfüllte das Wohnzimmer. Der Alte hatte sich aufrechtgehalten. Mit alten Freunden und Kriegskameraden geplaudert und ein Gläschen getrunken.

Danach das Mittagsmahl. Nur zu zweit mit seinem Luischen, die mit ihm jung gewesen und alt geworden war. Da spürte er die Anstrengungen des Tages. Die Hände zitterten mehr als gewöhnlich. Der Rücken schmerzte ein wenig.

Besorgt betrachtete ihn die Gattin.

„Es is also, als et Bismarck schon gesacht hat. Die ersten Siebenzig sind alleweil die besten. Da is nichts dran zu ändern, Luische." So suchte er die Sorge der Gattin fortzuscherzen. Und war doch froh, als er sich nach geschehener Mahlzeit behaglich in dem alten Ledersessel ausstrecken konnte. Da konnten sich die alten Glieder wohlig ruhen und lösen.

Die Termölensche Ehe war kinderlos. Die Liebe der alten Leute betätigte sich an Neffen und Nichten. Auch an der dritten Generation, die zum größten Teil schon erwerbstätig im Leben stand.

Der alte Mann wollte sein Schläfchen machen. Aber die Anregungen und Ungewohnheiten des Tages wirkten nach. Er war zu aufgeregt dazu.

„Wat meinst du, Luischen, ob de Jong, de Willem, hüt von Essen röwerkütt?"

„Ich mein, er wird schon komme, wenn er Zeit hat."

Die Zwiesprach galt dem Oberingenieur Wilhelm Lüssenkamp von den Essener Stahlwerken. Der stand nun auch schon im fünfzigsten Lebensjahre. Aber für die beiden Alten blieb er nach wie vor „de Jong, de Willem".

Der Alte sann einige Zeit über die Antwort nach.

„Wenn er Zeit hat. Et jibt jetzt mächtig zu don. Et jibt bald Krieg. Engländer und Amerikaner. Et soll mich freuen, wenn das Volk sich ordentlich de Köpp zerschlägt."

Dann sprangen seine Gedanken zu einem anderen Gegenstand über.

„Wer hätt dat jedacht, Luische, dat aus unserer Reisebekanntschaft auf dem Schiff ... damals hinter Bonn ... dat daraus wat Ernstlichet werden wird. Ich han mir nachher jedacht, die jungen Leut' müßten mich für 'nen alten Schwefelkopf halten. Und da kütt dann en Brief aus Amerika. Un dann noch einer aus Schweden. Dat muß ich noch mal lesen."

Frau Luise Termölen brachte die Briefe. Der alte Mann versuchte zu lesen. Die Hand war zu zittrig, und die Schrift verschwamm ihm vor den Augen.

„Lis du es jet, Luische. Du hast jüngere Augen."

Frau Luise setzte sich zurecht und las die fünfzigmal gelesenen Briefe zum einundfünfzigstenmal.

Trenton, den 14. Dezember 1953.

Geehrter Herr Termölen!

Ein wunderbarer Zufall hat es gefügt, daß die Hinweise, die Sie mir vor Jahresfrist gaben, mir wirklich ziemlich vollkommene Klarheit über meine Herkunft gebracht haben. Ich bin, wie Sie aus dem Poststempel ersehen können, in Trenton. In denselben Staatswerken, in denen auch Frederic Harte bis vor zwei Jahren seine Stellung bekleidete. Er verlor sein Leben bei einem Unfall. Aber seine Witwe weiß über die Schicksale der einzelnen Familienmitglieder gut Bescheid. Ich habe Frau Harte und ihre Tochter Jane kennen und schätzen gelernt. Nach den langen Unterhandlungen, die ich mit Frau Harte hatte, ist es für mich Gewißheit, daß ich der Sohn von Gerhard Bursfeld bin, der im Herbst 1922 in Mesopotamien verschollen ist. Zeit und Ort stimmen genau mit den Angaben, die mir von anderer Seite her über das Verschwinden meines Vaters bekannt wurden. Die Wahrscheinlichkeit, daß zwei Deutsche an derselben Stelle zur selben Zeit in dieser Weise verschwinden sollten, ist praktisch gleich Null.

Auch Frau Harte bestätigte die Ähnlichkeit mit Gerhard Bursfeld, von dem sie gute Bilder besitzt. Ich darf Sie danach auch als meinen Verwandten betrachten und begrüße Sie als

Ihr dankbarer
Silvester Bursfeld.

Der Brief war an den Knifffstellen mehrfach eingerissen und trug die Spuren häufiger Lektüre.

„Wer hätte dat jedacht, Luische, dat die Menschen sich auf Jottes weiter Welt so zusammenfinden. Laß mich och den zweiten Brief hören."

Frau Luische rückte die Brille zurecht und las weiter. Der andere Brief war neuesten Datums.

Linnais, den 5. Juli 1955.

Mein lieber Herr Termölen!

Ich bin der glücklichste Mensch auf der Welt und verdanke Ihnen, daß ich es bin. Hätten Sie mir damals nicht die Nachweise gegeben, wär ich nie zu Mrs. Harte gekommen. Dann wäre Jane Harte auch nicht meine liebe Braut und in zwei Stunden mein angetrautes Weib. Es treibt mich, Ihnen von meinem Glück Kenntnis zu geben. Heute nachmittag gehen wir auf die Hochzeitsreise. Italien, Griechenland, Ägypten bis zu den Pyramiden. Jane kennt die Alte Welt noch nicht. Sie hat immer in Amerika gelebt. Auf der Rückreise wollen wir Sie besuchen. Ich lade mich und meine junge Frau auf die Mitte des Monats für ein paar Tage bei Ihnen zu Gaste. Durch Jane, die es von Ihrer Mutter weiß, erfuhr ich, daß Sie am 8. Juli Ihren achtzigsten Geburtstag feiern. Wir gratulieren dazu von den Ufern des Torneaelf her und werden unsere Glückwünsche bald mündlich wiederholen.

Ich bleibe Ihr ergebenster . . .

Frau Luise blickte von ihrer Lektüre auf. Nun war der alte Mann doch eingeschlafen. Die Natur verlangte ihr Recht. Sie ließ ihn ruhig schlummern und bereitete leise den Kaffeetisch für den Nachmittag. Der Junge, der Wilhelm, wurde ja erwartet. Vielleicht kamen auch noch andere Gäste. — — —

•

Die Hausglocke erklang. Andreas Termölen fuhr aus seinem Schlummer empor. Eine kräftige männliche Stimme im Vorraum. Wilhelm Lüssenkamp trat in das Zimmer. Der blonde Rheinländer begrüßte den alten Oheim herzlich und brachte ihm seine Gabe dar. Einen Korb mit Rosen, zwischen denen die rotgekapselten Hälse von einem Dutzend guter Flaschen verheißungsvoll blinkten.

„Alter Wein für alte Leute, Onkelchen. Meine besten Glückwünsche. Lange kann ich nicht bleiben. Wir arbeiten mit Nachtschicht. Mit List und Tücke bewog ich den Kollegen Andriesen, mich über den Nachmittag zu vertreten. Erwischte einen freien Werkflieger, der mich bis Düsseldorf mitnahm, und da bin ich."

Andreas Termölen ließ den Wortschwall über sich ergehen. Drückte die Hände seines Neffen herzlich und lange.

„Et freut mich, Jong, dat du noch auf en paar Stündchen den Weg zu deinem alten Ohm jefunden hast. Dafür sollst du och dat erste Stück vom Kuchen haben."

Sie setzten sich an den Kaffeetisch, griffen zu und ließen sich schmecken, was Frau Luise darbot.

In die idyllische Ruhe dieses stillen Heims kam Wilhelm Lüssenkamp aus dem sausenden Getriebe der großen Essener Stahlwerke. Kam, brachte Unrast und Anspannung harter Arbeit mit, und fand bei dem alten Manne freudiges Verständnis. Bis vor fünfzehn Jahren hatte Andreas Termölen selbst eine leitende Stellung in der rheinischen Stahlindustrie bekleidet. Er wußte, was es bedeutet, den Gang der Schmelzöfen zu überwachen und Abstich auf Abstich in die Kokillen zu bringen. Begierig lauschte er den Erzählungen des Neffen.

Daß das Werk im Laufe der letzten vierzehn Tage die Zahl der Stahlöfen verdreifacht habe. Tag und Nacht wurde mit riesenhaft vermehrtem Personal gearbeitet. Eben trocken, wurden die Öfen schon in Betrieb genommen. Vorsichtig begann die Beheizung. Die Gasanlage war Gott sei Dank auf Zuwachs gebaut und lieferte den nötigen Brennstoff.

War nach vierundzwanzigstündiger Beheizung die letzte Spur von Feuchtigkeit aus dem Mauerwerk getrieben, dann wurde der volle Flammenstrom angestellt. Dann stieg die Hitze im Ofeninnern in wenigen Stunden auf grelle Weißglut. Dann warfen die Maschinen Charge auf Charge in den Ofen. Gußbrocken, Schmiedeeisen und alle anderen Rohstoffe, aus denen in der Höllenglut der edle Stahl gekocht wurde.

Der warme Betrieb mußte Tag und Nacht durchgehen, weil man die Öfen nicht einfrieren lassen durfte. Aber er ging jetzt forciert. Er war schon verdreifacht und sollte noch einmal verdreifacht werden.

„Wat soll dat all? Wo wollt ihr mit der Unmasse Stahl hin?"

Wilhelm Lüssenkamp zuckte mit den Achseln.

„Nicht meine Sorge, Ohm. Das Schmelzwerk hat den Auftrag, soviel Stahl wie möglich zu liefern. Wenigstens aber eine Million Tonnen im Jahr. Da heißt es: Anbauen und sich dranhalten. Übrigens . . . ich verrate damit kaum ein Geheimnis: Es ist stadtbekannt, daß die Amerikaner unmenschliche Stahlmengen für ein Sündengeld fest gekauft haben und in Deutschland stapeln."

„Et jibt Krieg, Jong. Ick hab dat schon vorher jesagt."

„Kann sein, Onkel Andreas. Es sieht so aus, als ob John Bull und Unkle Sam sich an die Kehle wollen. Der Amerikaner kauft Stahl. Der Engländer interessiert sich mehr für fertige Sachen. Im Motorenraum, unsere neuen Turbinen . . . ich will mich nicht rühmen . . . aber die haben's in sich und haben's auch den Englischen angetan. Bei den Probefahrten haben wir zwölfhundert Kilometer geschafft. Die bis jetzt schnellsten Maschinen, das ist die amerikanische R. F. c.-Type. Tausend Kilometer. Von uns um zweihundert Kilometer geschlagen. Der englische Kapitän, der eine Probefahrt mitmachen durfte, war einfach platt. Steckte die Entfernung zwischen Fredericsdal an der grönländischen Südspitze und der Wendemarke auf der Azoreninsel immer wieder auf dem Globus ab und schüttelte den Kopf. Seitdem sind die Engländer scharf hinter den Turbinen her. Zehntausend Stück sofort in festen Auftrag."

Wilhelm Lüssenkamp ließ den Blick auf den Kriegsorden des Oheims ruhen.

„Du hast die alten Denkzeichen angelegt?"

Er beugte sich vor und ließ einzelne Spangen der Dekoration durch die Finger gleiten.

„Sommeschlacht ... Verdun ... Kemmelberg ... Ypern ... Dixmuiden ... Chemin des Dames ... blutige Orte. Nach dem, was wir schon als Kinder hörten, muß es da böse zugegangen sein."

Der alte Mann nickte zustimmend.

„Jong, et is jetzt vierzig Jahre her. Aber die Tage stehen mir noch wie heute vor dem Gesicht. Manchmal scheint et mir noch heut unglaublich, dat ich damals am Leben geblieben bin . . . Et war die Hölle. Et war mehr als die Hölle." Der Alte schwieg, von der Erinnerung ergriffen. Der Neffe nahm das Thema auf.

„Es war schlimm, Onkel Andreas. Aber jetzt kommt es noch viel schlimmer. Der Krieg, der uns bevorsteht, wird das Entsetzlichste, was die Welt jemals gesehen hat. Dreihundert Millionen Nordamerikaner gegen siebenhundert Millionen Briten. Die Industrie der Erde schon jetzt keuchend in voller Kriegsarbeit. Neue Mittel, neue Mordmethoden, von denen die meisten Menschen heute noch keine Ahnung haben. Aber . . . es geht nicht um unsere Haut. Die beiden Weltmächte, die übriggeblieben sind, schneiden sich die Kehle ab. Niemand kann die Katastrophe aufhalten. Sie ist unabwendbar. Wenn sie nicht morgen kommt, dann übermorgen. Aber sie kommt. Ich glaube nicht, daß wir noch im Frieden den Kornschnitt erleben. Nach meiner Meinung muß der amerikanische Diktator ganz plötzlich und unvermutet losschlagen, wenn er die besseren Chancen auf seine Seite bringen will.

Die Engländer sprechen seit fünfzig Jahren vom Saxon day. Ich meine, er steht dicht vor der Tür, und kein Mensch kann das Verhängnis aufhalten."

„Kein Mensch . . ."

Der alte Mann wiederholte es nachdenklich.

„Sie haben et nicht verdient, dat wir ihnen eine Träne nachweinen. Laßt sie sich meinetwegen die Hälse abschneiden . . . janz wat anderes, Jong'! In zehn Tagen jibt et bei uns Besuch. Einer von den Bursfelds. Ich hab dir ja erzählt, wie wunderlich wir ihn entdeckt haben. Seine Großmutter war meine Schwester. Eine Schwester deiner Mutter. Er wird uns mit seiner jungen Frau besuchen. Sieh, dat du in den Tagen auch mal zu uns kommst."

Wilhelm Lüssenkamp versprach es. Sah auf die Uhr und bemerkte, daß es die höchste Zeit zum Aufbruch sei. Er mußte eilen, wenn er sein Flugzeug an der verabredeten Stelle treffen wollte. Die siedende Arbeit rief ihn zurück, fort aus dieser ruhigen Feierstimmung, in die Gluten und zu den rasselnden Maschinen industriellen Hochbetriebes.

•

Glockengeläut klang vom Turm der alten Kirche von Linnais. Über die sonnenbeschienenen Dächer des Ortes, über bestellte Felder, die in kurzen Sommerwochen spärlichen Ertrag brachten, zogen die Töne dahin, das Tal des Torneaelf entlang und verloren sich schließlich in bläulicher Ferne zwischen den föhrenbestandenen Ufern.

In der Kirche herrschte gedämpftes Licht. In hundert Farben spielte es durch die bunten Fenster. Die Kirche

fast leer. Nur einige zwanzig Personen auf den dreihundertjährigen Eichenbänken und in den Chorstühlen.

Die Orgel setzte ein. Die Klänge des Chorals drangen durch den Raum. Es war die Hochzeit Silvesters. Der Tag seiner Vereinigung mit Jane.

Die Orgel schwieg. Der alte Geistliche segnete den Bund. Jane im weißen Kleide, den Myrtenkranz im lichtblonden Haar, ätherisch zart. Sie glich den Engelsgestalten, welche die Kunst eines alten Meisters über dem Altar geschaffen hatte. Silvester, den Arm nach der Verwundung noch in der Binde, aber froh und glücklich.

Dicht hinter dem Paar die beiden Zeugen der Zeremonie: Erik Truwor und Soma Atma.

Der Inder ruhig, in sich versunken. Der freie Ritus der Zeit erlaubte es ihm ,hier als Zeuge zu dienen. Seine Gedanken weilten bei den Lehren der eigenen Religion. An das Rad des Lebens dachte er, an das wir alle gebunden sind. An das Kämpfen und Leiden aller Kreatur, die erst nach tausendfacher Wiedergeburt und Bewährung zur ewigen Seligkeit des Nirwana eingehen darf.

Erik Truwor hoch gereckt. Jede Muskel verhaltene Kraft. Glücklich beim Glücke des Freundes. Doch schon weitere Pläne erwägend. Ungeduldig über jede Verzögerung, die seine Lebensaufgabe erfuhr.

Der Priester wechselte die Ringe. Leicht schob sich der goldene Reif auf den schlanken Finger der Braut. Hart und schwer legte er sich an Silvesters Hand neben den Ring von Pankong Tzo.

Atma sah es, und seine Gedanken nahmen einen anderen Lauf.

„Wer schon gebunden ist, soll sich nicht nochmals binden. Zwei Pflichten kann niemand erfüllen ‚zwei Herren niemand dienen."

Der christliche Priester sprach milde Worte. Daß sie nun eins seien. Daß jedes dem anderen gehöre, bis einst der Tod sie scheiden würde.

Atma sah nur die beiden Ringe an Silvesters Hand.

Auch Erik Truwors Gedanken wanderten. Fort aus dem grünen Tale, nordwärts über brandendes Meer und weite Eisflächen zu verschneiten Felsen. Nur undeutlich drangen die Worte des Priesters an sein Ohr. Im Geiste baute er dort nordwärts in eisigen Fernen bereits eine neue Zufluchtsstätte. Ein neues Heim, unentdeckbar und unangreifbar.

Der Geistliche hatte geendet. Segnend legte er die Hände auf die Häupter der Neuvermählten. Ein voller Sonnenstrahl fand seinen Weg bis zum Altar und wob aus goldenem Licht eine Krone auf dem Scheitel der Braut. Die Orgel fiel wieder ein. Die Feier ging dem Ende zu.

Kraftwagen brachten die Teilnehmer zum Hause Truwor zurück, wo das Mahl gerichtet war. Gäste aus dem Ort: Der Vogt von Linnais mit seiner Gattin. Der Königliche Richter. Besitzer freier Bauernhöfe aus der Umgebung von Linnais mit ihren Frauen.

Eine schwedische Hochzeit mit den alten Sitten und Gebräuchen. Seit einem Menschenalter hatte die hohe Halle des Hauses so zahlreiche Gesellschaft nicht mehr beherbergt. Seitdem Erik Truwors Mutter starb und der Vater nur noch seiner Wissenschaft und seinen Reisen lebte.

Jetzt dröhnte der Dielenboden unter den Schritten kräftiger hoher Gestalten. Scherzen und Lachen erklangen und verjagten die Geister der Einsamkeit.

Amtmann Bjerkegrön führte als Respektsperson den Vorsitz und das Wort an der Tafel. Richter Kongsholm sekundierte ihm vom anderen Ende her. Es wurde geschmaust und getrunken. Der Amtmann brachte den Toast auf das junge Paar aus. Der Richter wollte nicht nachstehen und sprach auf künftige Paare, die in dieser Halle noch Hochzeit halten würden. Der nächste Bräutigam müsse Erik sein. Seit tausend Jahren stünde Haus Truwor und sei stets vom Vater auf den Sohn vererbt worden. Also . . .

Er schloß in nicht mißzuverstehender Weise und leerte sein Glas auf die noch unbekannte Braut.

Um drei Uhr hatte das Mahl begonnen. Um sechs Uhr saß man noch. Viele Toaste waren ausgebracht, viele Gläser geleert worden. Die Köpfe waren rot, und die Stimmung ging hoch. Allgemeines Stimmengebraus erfüllte den Raum. Mancher sprach, um zu sprechen, und achtete nicht sonderlich mehr darauf, ob er Zuhörer fand.

Erik Truwor hatte in der allgemeinen Lebhaftigkeit unbemerkt seinen Platz verlassen und sich halb rückwärts hinter Atma einen Stuhl hingezogen. Der Inder war ruhig und schweigsam wie gewöhnlich. Während der Richter von künftigen Hochzeiten sprach, ruhte sein Blick auf den altersbraunen Deckenbalken der Halle. Wieder kam ihm in jener Sekunde die unheimliche Gabe des Fernsehens, und er glaubte verzehrende Flammen um das Gebälk lecken zu sehen.

„Dein brauner Kumpan ist schweigsam, Erik. Wir wollen ihm zeigen, was eine Hochzeit in Schweden ist. Ein Brautführer darf nicht nüchtern bleiben, wenn er der Braut Ehre machen soll." Der dicke Vogt rief es lachend und kam dem Inder mit einem vollen Pokal vor. Atma tat Bescheid. Dem Vogt und vielen anderen. Nur war der Trunk, der bald goldglänzend, bald funkelnd wie Rubin in seinem Glase schimmerte, kein Wein.

Erik Truwor beugte sich vor.

„In dreißig Minuten muß Silvester aufbrechen, wenn er den Anschluß an die Regierungslinie nach Deutschland erreichen soll."

„So laß ihn gehen."

Atma sagte es ruhig und leidenschaftslos.

„Du kennst meine Landsleute nicht. Sie wollen den Brauttanz. Sie wollen den Schleier der Braut vertanzen, wollen zuletzt aus dem Brautschuh trinken. Ich bedauere es jetzt, daß ich die alten Freunde und Nachbarn eingeladen habe. Es gibt Anstoß, wenn das Paar jetzt aufsteht."

Atma überblickte die Tafel. Sie waren alle in ihrem Element. Der Richter hielt dem Beisitzer einen Vortrag über einen besonders interessanten Fall aus der letzten Sitzung. Der Vogt machte der Frau Amtmann Komplimente. Der Amtmann begann auf die Regierung zu schimpfen.

„Ich muß mit Silvester noch sprechen. Wir haben ihm eine Woche für seine Hochzeitsreise zugestanden. Ich habe mich besonnen, er mag vierzehn Tage reisen."

Atma wandte sich aufmerksam um.

„Warum das? Du wolltest ihn zuerst nur drei Tage entbehren. Er hat dir die Woche abgerungen. Warum jetzt zwei Wochen?"

„Weil . . . ich habe meine Gründe, die ich dir später sagen werde. Ich muß das Paar jetzt aus dem Saal herausbekommen."

Atma ließ seinen Blick von neuem über die Tafel gehen. Er erhob sich und trat an die schmale Wand der Halle. Er sah aus, als ob er dort irgend etwas erklären oder zeigen wolle.

Schon hoben einige aus der Gesellschaft die Köpfe und blickten angespannt auf das dunkle Getäfel der Wand. Die Frau Amtmann fiel dem Vogt ins Wort.

„Sehen Sie . . . das herrliche Bild . . . ein indisches Schloß, wie es scheint. Wie wundervoll! Die bunten Kuppeln im stahlblauen Himmel . . . unser Erik ist ein scharmanter Gastgeber. Er bietet uns einen Extragenuß . . . Wohl Bilder von seinen exotischen Reisen . . ."

Der dicke Vogt hob neugierig den Kopf und folgte der weisenden Hand seiner Nachbarin. Eben noch schien ihm weißer Nebel über die Wand zu wallen. Jetzt sah er in strahlender Schönheit den Kaiserpalast von Agrabad.

Und machte den Nachbarn darauf aufmerksam. Und der den nächsten. Wie ein Lauffeuer ging es um die Tafel. Die mit dem Rücken gegen die Schmalwand saßen, drehten sich um. Wo Silvester und Jane nur das dunkle Getäfel erblickten, schimmerte den anderen das wunderbare Bauwerk altindischer Kunst in strahlender Schöne. Aus dem stehenden wurde ein bewegtes Bild. Der Palast zog näher heran. Die staubige, sonnenbeschienene Straße dehnte sich bis in den Saal. Längst hatte der Richter seinen Prozeß, der Amtmann seinen Zorn auf die Regierung vergessen. Fasziniert starrten die Gäste auf das Schauspiel an der Wand. Die Elefanten des Königs kamen. Mit vergoldeten Stoßzähnen und purpurnen Schabracken.

Es schien ein bunter Film zu sein, wie man ihn in allen Theatern hatte. Aber ein Film von unerhörter Farbenpracht. Und er blieb nicht an der Wand. Einzelne Figuren liefen bis weit in den Saal hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Königsritt.

Skizze von A. Hottner-Grefe.

Ein dunkler Spätherbst-Nachmittag senkte sich über Wien. Verlassen lagen die Straßen im fahlen Licht der scheidenden Sonne da. In flammendem Gelb stand der Himmel im Westen. Aber auf den Schwingen eines eisigen Windes jagten schwarze Wolken heran und sogen rasch den Rest von Helle auf. Ein feiner Regen begann zu fallen. In dürren Ästen orgelte der Sturm. Grau und unwirtlich erschien alles. Sogar das behäbige Gasthaus „Zum goldenen Bären" auf der Wieden machte einen düsteren Eindruck. Im weiten Torweg gähnte schon die Dunkelheit; der große Hof mit seinen Pfützen und Lachen, umgeben von Stallungen und Heuböden, lag wie ausgestorben da und aus den Fenstern der Wirtsstuben strahlte kein freundliches Licht; denn nicht ein einziger Gast war da. Gähnend stand der dicke Bärenwirt hinter dem Schanktisch. Aus der nebenan gelegenen Küche klang Tellergeklapper und ein würziger Duft von gebratenem Schweinefleisch schlich sich durch den

Türspalt. Der Wirt schnupperte vergnüglich. Der Abend würde schon ein paar Gäste bringen und dann wollte man gem[illegible] beieinander sitzen und eine gute Stunde genießen.

Einstweilen aber wußte er nichts Besseres zu tun, als mit [illegible] „[illegible]“, das ein wandernder Hausierer zurückgelassen, an das Fenster zu treten, um beim letzten Tagesschimmer diese „neuesten Nachrichten“ zu studieren. Man schrieb das Jahr 1714. Und das Blatt berichtete unter allerlei Stadtneuigkeiten auch von dem tapferen Schwedenkönig Karl XII., welcher nach dem teils so glänzend geführten, dann doch so traurig verlaufenen „Nordischen Krieg“ bis nach Adrianopel verschlagen worden war. Doch auch die Türken stellten sich dem jungen, tapferen, abenteuerlustigen König feindlich gegenüber, schleppten ihn nach Demotika, einem kleinen Ort nächst Adrianopel, und hielten ihn dort scheinbar gefangen.

Der Bärenwirt schüttelte den Kopf. Da sah man's eben wieder. Es tat nicht gut, sich in alle möglichen Händel zu mischen, und Kriegsruhm muß oft bitter bezahlt werden! Dieser junge schwedische König war ja gewiß ein besonders mutiger, tapferer Fürst. Alle schönen Frauen schwärmten für ihn, und die Männer bewunderten seine großen Siege und seine edle Art, Unglück zu tragen. Aber was hatte er nun davon? Er saß da drunten im Türkenlande, und da kam so leicht keiner mehr zurück.

Ein jäher Aufschrei vom Tor her schreckte den Bärenwirt auf. Er riß das Fenster auf. In der Einfahrt kollerten ein paar halbwüchsige Buben und die alte Mutter Kall am Boden durcheinander, heulend, quietschend, kreischend. Wie Gespenster flogen zwei schaumbedeckte, schwarze Pferde in den Hof. Zwei Reiter sprangen ab. Die Rosse standen noch ein paar Sekunden schnaubend aufrecht, dann brachen sie in die Knie, wälzten sich in der großen Lache, daß das Wasser hoch aufspritzte, und streckten die Glieder.

„Da ist nichts mehr zu machen!“ sagte der jüngere der Reiter. „Schnall' die Pistolen ab. Und neue Pferde her! Sofort!“

Der ältere Reitersmann schüttelte bedenklich den schmalen grauen Kopf.

„Erst ruht Euch aus, Herr! Eßt und trinkt! Da kommt schon der Wirt! Und wärmt Euch! Kalt waren die Nächte. Ihr seid müde, durchnäßt.“

„Kann sein! Aber ich habe keine Zeit, daran zu denken!“ entgegnete der andere schroff.

„Herr Wirt — wo ist die Gaststube? Laßt die toten Pferde wegschaffen. Und hier“ — er nahm aus einer Geldkatze, die er um den Leib trug, sechs Goldstücke — „hier ist Gold! Ein Knecht jage nach der nächsten Poststation um frische Pferde.“

Der Bärenwirt stand wie betäubt. Noch schrien die Kinder und das alte Weib im Torweg, noch bäumten die armen, schweißbedeckten Rosse sich im letzten Kampfe auf, und schon war der fremde Gast vollkommen Herr der Lage. Ohne ein weiteres Wort zu sprechen, schritt er die Stufen zum Wirtszimmer hinauf und trat dort ein, gefolgt von seinem Begleiter. Man sah es auf den ersten Blick: der Jüngere, mit dem schmalen, bleichen Gesicht und den blitzenden, hellen Augen war ein Herr, ein Gebieter, trotz des abgerissenen, arg bespritzten Gewandes. Der andere war sein Ratgeber, vielleicht sein Freund.

„Pferde! Pferde!“ wiederholte der Unbekannte ungeduldig. „Ich will weiter.“

„Herr, hört den Sturm! Horcht, wie der Regen an die Scheiben peitscht“, wagte der Wirt einzuschieben, „wir haben warme Zimmer und gute Betten.“

Ein Lachen klang auf, hart und schrill. Schwer warf sich der junge Gast auf die Ofenbank.

„Das Lager ist gut genug“, sagte er mit seltsam schwerer Betonung, „und da, Herr Wirt — ein halber Gulden — das genügt für unsere Zeche! Gebt kaltes Fleisch und Käse und Brot. Für meinen Freund ein Glas Wein.“ Sein Haupt sank auf die Brust. Eine ungeheure Müdigkeit übermannte ihn jäh.

„Herr“ sprach der Begleiter, „gebt mehr Geld fürs Essen her! Ihr braucht Kräfte!“

Der andere schnellte empor. Vergessen war alle Ermattung.

„Kraft hab ich genug! Und wir müssen sparen! Unser Weg ist noch weit.“

Sein Blick ging träumerisch in die Ferne. Der Wirt brachte den kleinen Imbiß. Unwillkürlich nahm er eine fast unterwürfige Art an. Allzu stark trat das echte Herrentum des reisenden gehetzten Mannes zutage.

Der aß wenig. Immer schien es, als horche er hinaus, als sei er auf dem Sprung. Aber sein feines Antlitz blieb ruhig, sein Blick war frei und offen.

Im Hausflur hob sich ein wilder Tumult. Knabenstimmen kreischten, Mutter Kall schrie; ein Mann schien beruhigend zu sprechen.

„Was ist?“ fuhr der Fremde auf.

Der Wirt öffnete die Tür. Ein paar armselige zerlumpte Gestalten drangen herein. Ein kleiner Mann folgte. Die Kall zitterte.

„I hab den Bader mitbracht! Ganz zerschunden san mer, so hab'n dö vermaledeiten Pferd uns niederg'aut! Schmerzensgeld müssen's zahl'n, dö fremden Herren.“

Der Bader trat vor.

„'s ist wahr, gnädiger Herr.“

Da riß der Fremde die Geldkatze heraus, und er, der früher so gespart, warf nun eine Menge blanker Goldgulden unter die Leute.

„Aber Herr“ — der Ältere fiel ihm beinahe in den Arm.

Der andere maß ihn mit einem stolzen Blick. Dann wandte er sich zum Fenster, denn von draußen klang Hufschlag.

„Die Pferde! Die Pferde!“

Das klang wie ein Jubelruf. Eine Sekunde später waren beide draußen. Der Regen rann, der Sturm heulte. Hoch auf bäumten sich die Rosse.

„Vorwärts!“ rief die helle Stimme des Fremden. „Der Heimat entgegen!“ Und die zwei Nachtgespenster sausten durch das Tor. Schon hallte der Hufschlag in der Ferne. Nun war er ganz verstummt.

Kopfschüttelnd trat der Wirt ins Haus. Und am Abend kamen viele, zu denen die Kunde gedrungen war von den beiden fremden Reitern. Im dunstigen Wirtszimmer flüsterte und raunte man mancherlei.

Tags darauf wurde es ruchbar: der Schwedenkönig Karl XII. hatte auf seinem unerhörten Ritt von Adrianopel gen Stralsund Wien passiert. Er war der seltsame Gast im Bärenwirtshaus gewesen. Sein Begleiter war sein getreuer Oberstleutnant von Düring.

Der Bärenwirt strahlte. Und zur Erinnerung an das merkwürdige Geschehnis nahm er sein altes Schild ab und ließ ein neues machen „Zu den zwei Reitern“.

Bunte Chronik

* **Die „Lindenwirtin“.** In Godesberg am Rhein, gegenüber dem Siebengebirge, feierte Fräulein Aennchen Schumacher ihren 60. Geburtstag. Sie ist das Urbild der Lindenwirtin Rudolf Baumbachs, der sie in seinem Vagantenlied „Keinen Tropfen im Becher mehr“, man kann wohl sagen, verewigt hat. In ihrem hart am Gebirge liegenden Lindengarten hat sie mancher trockenen Kehle von der hohen Schule der Nachbarin Bonn den Durst gestillt, und wenn an lauen Sommerabenden der Tropfen von Rhein und Mosel zu Ende ging, wurde Aennchen mit dem unwiderstehlichen Liede zur Hergabe des allerletzten Tropfens bestimmt. Aennchen ist, wie alle Dichterfreundinnen, ledig geblieben, obwohl sie mit ihrem nachtdunklen Haar und ihren blauen Augen manchen verwirrt hat, der an der Lurlei rheinaufwärts glücklich vorübergekommen war. Bevorzugten zeigte sie wohl ihre umfangreiche Ansichtskartensammlung, und lachend wies sie auf eine Karte hin, die von einem alten Bonner Burschen aus Amerika an sie gelangt war und die Aufschrift trug: „An Aennchen, Deutschland.“ Und der Postbeamte hatte mit dem Rotstift freudig bewegt hinzugefügt: „Godesberg am Rhein, Wirtshaus zur Lindenwirtin.“

*

* **Das Ende des Bubikopfes.** Die Pariser Haarkünstler haben den Beschluß gefaßt, den Bubikopf abzuschaffen. Durch dieses Edikt haben sie ihre weibliche Kundschaft in die größten Schwierigkeiten gebracht. Denn man kann natürlich im Laufe von fünf Minuten aus einem Frauen- einen Bubi-Kopf machen, aber nicht umgekehrt. Infolgedessen schlagen die Pariser Figaros drei verschiedene Moden vor, um über die fehlenden Zöpfe hinwegzutäuschen. Daß sie dabei die von den Bubis gehamsterten Zöpfe zu möglichst hohem Preise an den Mann oder vielmehr die Frau bringen werden, ist selbstverständlich.

*

* **Eine wohltätige Wette.** Zwei Bürger von Bad Reichenhall gingen mit zwei Freunden eine Wette ein, daß sie sich ihrer besonders schönen Schnurrbärte entledigen würden, falls die Wettenden die Summe von 40 Goldmark an die Kinderbewahranstalt einzahlen. Und in der Tat führten die beiden die gestellten Bedingungen aus und ließen sich zum Besten der notleidenden Anstalt ihre Schnurrbärte rasieren.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.